

btb

NATASHA TRETHERWEY

MEMORIAL DRIVE

ERINNERUNGEN EINER TOCHTER

Aus dem amerikanischen Englisch
von Cornelia Holfelder-von der Tann

btb

*Zum Gedenken an die Frauen,
die mich gemacht haben:*

FRANCES DIXON INGRAHAM
LERETTA DIXON TURNBOUGH
und
GWENDOLYN ANN TURNBOUGH,
meine Mutter

Die Vergangenheit schlägt in mir
wie ein zweites Herz.

JOHN BANVILLE, *DIE SEE*

Alle Reisen haben eine heimliche Bestimmung,
die der Reisende nicht ahnt.

MARTIN BUBER

INHALT

I.

[] 13

PROLOG 15

1. EIN ANDERES LAND 27

2. TERMINUS 69

[] 95

3. SOUL TRAIN 97

4. SCHLEIFE 107

5. BEGNADIGUNG 111

6. DU WEISST 113

7. LIEBES TAGEBUCH 131

8. KOSTENRECHNUNG 137

[] 141

II.

9. HELLSICHT 145

10. BEWEISMITTEL 159

11. HALLELUJA 171

12. OFFENBARUNG 187

13. BEWEISMATERIAL 191

14. WAS DIE AKTE SAGT 225
15. 5. JUNI 1985 227
16. NOTABWURF 235
17. NÄHE 239
[] 243
18. BEVOR WISSEN SICH ERINNERT 245
[] 251

DANK 253

EDITORISCHE NOTIZ 255

I.

[]

Drei Wochen nach dem Tod meiner Mutter träume ich von ihr: Wir gehen einen ausgetretenen Weg entlang, eine ovale Bahn, auf der wir langsam unsere Runden drehen: nebeneinander, so nah, dass sich unsere Schultern fast berühren, beide ohne etwas zu sagen, jede in ihren eigenen Fußspuren. Obwohl ich weiß, dass sie tot ist, bin ich ganz zufrieden, als wäre sie nur irgendwo anders, wo ich hingereist bin, um sie zu treffen. Die Welt um uns herum ist schummrig, ein Hintergrund von Schatten, aus denen jetzt ein Mann kommt. Auch im Traum weiß ich, was er getan hat, und doch hebe ich die Hand und sage grüßende Worte, als er an uns vorbeigeht. In dem Moment dreht meine Mutter sich zu mir, und da sehe ich es: ein Loch, so groß wie ein Vierteldollar, mitten in ihrer Stirn. Aus dem Loch kommt Licht, so hell, so grell, dass ich für einen Moment geblendet bin, wie wenn man in die Sonne blickt – ihr Gesicht nichts als Licht, umringt von Dunkel, als sie sagt: »Weißt du, was es heißt, eine Wunde zu haben, die niemals heilt?« Ich weiß, ich soll nicht antworten, also gehen wir weiter wie zuvor, setzen die Runde fort, bis wir ihm wieder begegnen. Dies-

mal ist er da, um sein Vorhaben zu Ende zu bringen: Mit einer Pistole zielt er auf ihren Kopf. Diesmal glaube ich, sie retten zu können. Reicht es, mich in die Schussbahn zu werfen? Zu rufen »Nein!«? Ich wache von diesem einen Wort auf, meine eigene Stimme reißt mich aus dem Schlaf. Aber was bleibt, ist die Stimme meiner Mutter, ihre letzte Frage an mich – »Weißt du, was es heißt, eine Wunde zu haben, die niemals heilt?« – ein Refrain.

PROLOG

Das letzte Bild von meiner Mutter, abgesehen von den Fotos ihrer Leiche am Tatort, ist ein formelles Porträt, entstanden nur wenige Monate vor ihrem Tod. Sie posierte dafür in einem Ketten-Fotostudio, bekannt für seine fachgerechten, aber nicht weiter bemerkenswerten Fotos: Babys, die man mit Handpuppen zum Lachen gebracht hatte, Kinder in identischen Weihnachtspullovern, der Größe nach gestaffelt – alles vor einem gängigen Hintergrund. Manchmal ist es ein himmelblauer Fotohintergrund, der aussieht wie mit einer Feder gebürstet, oder eine herbstliche Szene mit rot-gelbem Laubwerk und einem Koppelzaun. Für stimmungsvollere Porträts tritt, wie um eine Aura von Ernsthaftigkeit oder formeller Eleganz zu erzeugen, der einfarbig schwarze Hintergrund in Aktion.

Sie war vierzig. Für die Fotoaufnahmen hatte sie ein langärmliges schwarzes Etuikleid gewählt, der hohe Kragen am Hals offen. Sie blickt nicht in die Kamera, sondern fixiert einen fernen Punkt, offenbar knapp über meiner Kopfhöhe, und ihr Gesicht ist so unergründlich, wie es immer war – die hohe, elegante Stirn faltenlos glatt, eine Werbetafel, auf der nichts steht. Sie lächelt auch nicht, was ihr Kinngrübchen noch prononcierter macht, und ihre Kieferlinie über dem schlanken Hals ist auf eine weiche Art eckig. Sie sitzt vollkommen aufrecht, ohne dass es gezwungen oder unbequem aussieht. Vielleicht beabsichtigte sie, Jahre später auf das Foto zurückzublicken und zu sagen: »Da fing es an, mein neues Leben.« Mich trifft der Gedanke zutiefst, dass es das war, was sie wollte: dokumentieren, dass sie eine Frau war, die es so weit geschafft hatte, vor der sich jetzt der Rest ihres Lebens aufat.

Dieser Gedanke hat mich immer mit Verzweiflung erfüllt, und so erzählte ich mir jahrelang lieber andere Geschichten. In einer Version wusste sie, dass sie bald getötet werden würde. Ich weiß, dass sie mit Freundinnen von der Arbeit mehr zur Unterhaltung bei einem Medium war; so viel erzählte sie mir, aber sie sagte nie, was sie dabei erfahren hatte. Um dieselbe Zeit hatte sie auch mehrere Lebensversicherungspolicen abgeschlossen, daher sagte ich mir jahrelang, sie müsse Vorkeh-

rungen für das Unvermeidliche getroffen und – in ihren letzten Lebenswochen – sichergestellt haben, dass für ihre Kinder gesorgt wäre, wenn sie nicht mehr da war.

In Wirklichkeit sagte ihr das Medium wohl allenfalls irgendetwas Verheißungsvolles über ihre Zukunft – Liebesglück vielleicht oder positive Aussichten in ihrem gerade erst angenommenen neuen Job als Personalleiterin bei der County-Behörde für mentale Gesundheit. Ich weiß, dass die Versicherungen einfach zu den Sozialleistungen gehörten, die dieser Job mit sich brachte: Sie hatte sie vermutlich während der Vergünstigungsfrist für neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter abgeschlossen. Und doch tröstete mich das Narrativ, dass sie im Bewusstsein dessen, was kommen würde, stoisch geplant hatte. Ich ertrage die Alternative nicht, die Vorstellung von jenem schrecklichen letzten Moment, in dem sie plötzlich erkennt, dass sie gleich sterben wird, nachdem sie gerade noch geglaubt hat, entkommen zu sein. Vielleicht liegt die Wahrheit ja irgendwo zwischen ihrer Hoffnung und ihrem Pragmatismus.

Rückblickend sehe ich dieses Porträtfoto in seiner Düsterei anders – als hätte der Fotograf etwas Künstlerisches hervorbringen wollen, statt eines gewöhnlichen Studioporträts. Es ist, als hätte er aus dem Negativraum um sie herum einen Rahmen gemacht, um ein schwieriges Wissen in den Blickpunkt zu rücken: die

dunkle Vergangenheit hinter ihr, ihr erhelltes Gesicht in eine Zukunft weisend, die ihr Blick fixiert.

Und doch ist da – unleugbar – noch etwas anderes, elegisch schon damals: ein seltsamer heller Winkel gleich hinter ihrem Kopf, vielleicht ein Fehler des Fotografen, was wirkt, als hätte sich eine Tür geöffnet, ein Durchgang, durch den sie, wenn sie sich umdreht, demnächst verschwinden könnte. Wenn ich das Bild jetzt betrachte, im Wissen um das, was kommen würde, sehe ich, was der Fotograf noch gemacht hat. Er hat sie so dargestellt: ihr schwarzes Kleid so schwarz wie der Fotohintergrund, sodass sie, bis aufs Gesicht, tatsächlich Teil dieses Dunkels ist, aus ihm auftaucht wie aus den Tiefen der Erinnerung.

Fast dreißig Jahre nach dem Tod meiner Mutter kehrte ich zum ersten Mal an den Ort zurück, an dem sie ermordet wurde. Ich war nicht mehr dort gewesen, seit ich mit neunzehn ihre Wohnung hatte ausräumen müssen und alles entsorgt hatte, was ich nicht mitnehmen konnte – oder wollte: sämtliche Möbel und Haushaltsgegenstände, ihre Kleidung, ihre umfangreiche Schallplattensammlung. Behalten hatte ich nur ein paar von ihren Büchern, einen schweren Gürtel aus Patronen und eine einzige Pflanze, die sie geliebt hatte – eine Dieffenbachie. Meine ganze Kindheit hindurch war es

meine Aufgabe gewesen, mich um sie zu kümmern, jede Woche die oberen Blätter abzustauben und zu besprühen und die braun gewordenen unteren abzuschneiden. *Pass auf, wenn du mit ihr umgehst*, warnte mich meine Mutter. Eine banale, scheinbar überflüssige Ermahnung, aber der Saft der Dieffenbachie enthält ein Gift, und er quillt beim Schneiden aus den Blättern und Stängeln. *Stumdblume* wird die Pflanze auch genannt, weil sie vorübergehend sprechunfähig machen kann. Wir sagen, jemand ist stumm vor Schreck oder etwas schlägt einem die Sprache, und wir sprechen von stummer Trauer, wenn die Trauer nicht in Worten geäußert wird. Ich verstand damals die Metaphorik der Pflanze für das Verhältnis zu meiner Mutter nicht, was es bedeutete, dass sie mir deren Pflege übertragen und mich gleichzeitig vor ihrer Gefährlichkeit gewarnt hatte.

Als ich Atlanta verließ und mir schwor, nie dorthin zurückzukehren, nahm ich mit, was ich all die Jahre kultiviert hatte: stummes Meiden meiner Vergangenheit, Schweigen und willentliche Amnesie, tief in mir eingewurzelt. Und ich hätte mir damals nicht vorstellen können, dass mich je irgendetwas wieder in diese Stadt zurückziehen könnte, in eine Umgebung, die an jeder Ecke eine Erinnerung an die Vergangenheit bereithielt. Ich war entschlossen, zu vergessen, auch wenn ich das Andenken meiner Mutter auf jede mir mögliche